

Daniel Burghardt
Elend und Emanzipation

Die Buchreihe »**Gegenwartsfragen**« schärft zeitdiagnostisch den Blick für das Hier und Jetzt. Sie hinterfragt den Status quo und erweitert gesellschaftspolitische Debatten um wichtige psychosoziale Dimensionen. Die kurzen, eingängigen und gut lesbaren Diskussionsbeiträge beziehen kritisch Position, treiben die Auseinandersetzung mit den gegenwärtig wesentlichen Fragen kontinuierlich voran und sind damit in produktiver Weise irritierend.

Daniel Burghardt

Elend und Emanzipation

Über die Politisierung
des Leidens

I GEGENWARTSFRAGEN



Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2024 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN 978-3-8379-3300-0 (Print)

ISBN 978-3-8379-6254-3 (E-Book-PDF)

ISSN 2943-5439

Inhalt

Die Permanenz des Leids	7
Einleitung	
1 Elend und Erkenntnis	17
Oder über das Ende der besten aller Welten	
2 Die Verelendung der Armen	35
Oder über das Ausbleiben der Revolution	
3 Das Elend im Unbewussten	57
Oder über ein altes Unbehagen und einen neuen Autoritarismus	
4 Das Elend der Herkunft	81
Oder über Repräsentation und (subalterne) Emanzipation	
5 Das Elend der Anderen	105
Oder über Emanzipation und Naturbeherrschung	
Der 7. Oktober 2023 und die Versuche der Kontextualisierung des Leids	125
Nachwort	
Literatur	139

Die Permanenz des Leids

Einleitung

»Wenn es dir begegnet,
macht dich das Elend verlegen.«

Waving the Guns –
Endlich wird wieder getreten (2017)

Ein Buch über das Leid in der Moderne zu schreiben, bedarf einiger Vorbemerkungen. Zwar liegt der Gegenwartsbezug in Zeiten von Pandemien, Kriegen oder globaler Erderwärmung auf der Hand, gleichwohl existiert zu diesen Themen bereits eine Fülle an wissenschaftlicher Fachliteratur und populärwissenschaftlichen Arbeiten. Die Auseinandersetzungen mit Motiven des Leids, des Elends oder der Verwundbarkeit tragen dabei einer grundlegenden Entwicklung Rechnung: der Erkenntnis der Aufklärung, dass Phänomene wie Ungleichheit, Unterdrückung, Armut, Gewalt und Krankheiten nicht mehr als gottgewolltes und unabänderliches Schicksal zu ertragen, sondern durch die sozialen und gesellschaftlichen Umstände (mit)bedingt sind und verändert werden können. Das Leiden ist also politisiert worden und somit konstitutiv für die Moderne, insofern es als potenziell abschaffbares erkannt wird. Seitdem – so ließe sich sozialpsychologisch hinzufügen – ist das Leid in den Affekthaushalt des bürgerlichen Subjekts eingedrungen. So finden Behauptungen, dass das Elend einfach hinzunehmen sei oder das Leid den Sinn des

Lebens ausmache, einerseits kaum noch Zustimmung, andererseits scheint diese Entwicklung den Weg für ein modernes Unbehagen und das Aufkommen zahlreicher Opferdispositive freigemacht zu haben, sodass der italienische Philosoph Daniele Giglioli (2016) gegenwartsdiagnostisch vom Opfer als »Held unserer Zeit« (ebd., S. 9) spricht. Ob als notwendige Empörung, sekundärer Krankheitsgewinn oder Immunisierungsstrategie gegenüber Kritik, ob Klimaaktivist:innen der »Letzten Generation«, »Querdenker:innen« oder »alte weiße Männer« – die Position des Opfers verspricht Aufmerksamkeit und Authentizität.

Gerahmt wird diese gesellschaftliche Tendenz von wissenschaftlichen Diskursen, in denen zunehmend ein erschöpftes, singularisiertes, fragiles und entfremdetes Subjekt auf den Plan tritt. Das klassische Subjekt-Ideal, das sich durch Autonomie, Kompetenz, Empowerment, Souveränität, Gesundheit, Resilienz und Optimierbarkeit auszeichnet, ist damit zwar nicht ersetzt worden, jedoch scheint nun – unter neoliberalen Vorzeichen – dessen vulnerable Kehrseite aus seinem Schatten zu treten. In den Worten des Soziologen Ulrich Bröckling (2007) produziert der »Typus des smarten Selbstoptimierers zugleich sein Gegenüber: das unzulängliche Individuum« (ebd., S. 289). Wird dieses Phänomen nicht umgehend subjektiviert, individualisiert oder pädagogisiert, zeigt sich, dass sich die Subjektentwürfe als ebenso stabil bzw. instabil erweisen wie die sie umgebenden gesellschaftlichen Verhältnisse. Demnach ist davon auszugehen, dass mit sozialen Krisentendenzen auch deren passförmige Idealtypen ins Wanken geraten. Angesichts dessen wird mittlerweile häufiger darüber diskutiert, welche gesundheitsbezogenen Folgen

die veränderte Arbeitswelt hat und inwiefern etwa eine Zunahme von Depressionen damit zusammenhängt. Umgekehrt läutet diese Entwicklung auch eine neue Ära gut zu vermarktender Präventionsforschung ein, an deren Spitze gegenwärtig der Modebegriff der Resilienz stehen dürfte, der Durchsetzungsfähigkeit und Erfolg verspricht.

Braucht es also noch eine weitere Auseinandersetzung mit dem Leid in der Gesellschaft? Ist das durch Pierre Bourdieu sprichwörtlich gewordene »Elend der Welt« nicht mittlerweile hinlänglich beschrieben und erforscht? Wäre nicht vielmehr eine präzise Analyse etwa des Vulnerabilitätsbegriffs oder des Konzepts der Resilienz angezeigt? Das Buch versteht sich durchaus als ein Beitrag zu diesen Debatten. Gleichwohl möchte ich im vorliegenden Fall einen größeren Zusammenhang umreißen, der mit einem Diktum aus der *Dialektik der Aufklärung* davon ausgeht, dass »die reale Geschichte aus dem realen Leiden gewoben ist, das keineswegs proportional mit Anwachsen der Mittel zu seiner Abschaffung geringer wird« (Horkheimer & Adorno, 1981 [1944/1947], S. 58).

Der philosophische Begriff des Leids soll diese Absicht deutlich machen. Denn anders als andere Termini umfasst »Leid« ein überaus großes Spektrum körperlicher, psychischer und sozialer Einschränkungen, Empfindungen oder Unterdrückungen, die allesamt als etwas Negatives charakterisiert sind (Dederich, 2022). Wie bereits skizziert, wurden die vielfachen Formen des Leids historisch zunächst auf höhere Gewalten zurückgeführt, um dieses mit der Aufklärung anthropologisch über die Verfasstheit des Menschen und sozialkritisch durch die Einrichtung der Kultur oder der Gesellschaft zu politisieren. Auch etymologisch bedeutet das

substantivierte Adjektiv »Leid« ursprünglich so viel wie »abwenden«, »weggehen« oder »eine Not durchstehen«. Das Leid zeigt ein Widerfahrnis oder eine Erfahrung von Übel, Unglück und Elend an (Arndt, 1980). Dementsprechend ist es immer an Subjekte gebunden, auch wenn es sich um kollektive Erfahrungen handelt, und entzieht sich darüber einer präzisen Definierbarkeit. Auch im vorliegenden Fall wird der Versuch einer eindeutigen Begriffsbestimmung des Leids vermieden, stattdessen werden über unterschiedliche Ansatzpunkte hinweg *Gestalten* und *Formen* des Leidens dargestellt, um das emanzipatorische Anliegen des Buches vorzubereiten, den Gegenstand, den es beschreibt, *aufzuheben*. In dieser Hinsicht bleibt der Autor unter veränderten Umständen dem von Marx in der »Einleitung zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie« formulierten kategorischen Imperativ verbunden, »alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist« (Marx, 1976 [1843/1844], S. 385).

So wurde als Titel das Begriffspaar »Elend und Emanzipation« gewählt. Obwohl »Elend« häufig synonym zu »Leid« verwendet wird, verweist es auf konkrete Umstände und materielle Entbehrungen (Bourdieu et al., 2005 [1993], S. 12). Daher entfaltet das Buch seinen Gegenstand jeweils am konkreten materiellen und psychischen Elend, um dieses entsprechend in einen größeren Kontext des Leids einzubetten. Der dem »Elend« beigefügte Emanzipationsbegriff verweist indes weniger darauf, dass auf jedes Elend eine dementsprechende Emanzipationsbewegung zu folgen hätte, als vielmehr auf die im Elend mitausgeprägten Herrschaftsverhältnisse. So entstammt der Begriff *emancipare* der römischen Rechtsspra-

che und bezeichnete dort den Akt, durch den ein Sklave aus seiner Abhängigkeit oder ein Sohn aus der väterlichen Gewalt entlassen wurde (Ruhloff, 2004). »Emanzipation« als »Losgebung« oder »Freilassung« hat soziale Machtverhältnisse zur Voraussetzung und verweist wesentlich auf Formen der Fremdbestimmung, die gleichwohl beseitigt oder zumindest verändert werden können. Darauf aufbauend entfaltete der Begriff im 18. Jahrhundert in der Demokratiebewegung des Bürgertums wie der Arbeiterbewegung seine volle Wirkkraft, worüber Gleichstellungs-, Anerkennungs- oder Revolutionsdynamiken in Gang gesetzt werden sollten. Semantisch verschob sich der Begriff dabei vom Einzelnen auf das Kollektiv sowie vom Ereignis zum Prozess. »Emanzipation« wurde zum Synonym für die Freiheit aller von materieller Not (Demirović, 2019). »Emanzipation« ist somit ein genuin moderner Begriff, der eine Selbstreflexion der Gesellschaft ermöglicht und der aufgrund seines aufhebenden Potenzials negativ auf Leid und Elend bezogen bleibt. Dementsprechend wurde der Terminus geschichtsphilosophisch interpretiert und fand Einlass in die Aufklärungsdiskurse seiner Zeit.

An dieser Schwelle zur bürgerlichen Gesellschaft setzt die Untersuchung an. Das Buch untergliedert sich in fünf Kapitel, die sich mitunter nur grob in die klassische Epocheneinteilung von der Aufklärung bis in die Gegenwart einordnen lassen. Die Gliederung ist primär thematisch bestimmt. In den Kapiteln wird ausgehend von einer charakteristischen Situation ein spezifischer Zugang zum Leid eröffnet.

Der Begriff des Leids scheint hierbei geeignet und bedenklich zugleich. Geeignet, weil alle, die das Buch aufschlagen werden, bereits eine abstrakte Idee vom Leid besitzen und

schlechterdings konkrete Erfahrung mit dem Elend gemacht haben. Bedenklich, weil kaum ein Begriff derart assoziativ und politisch aufgeladen scheint wie das »Leiden«. In schlechter Abstraktion gilt es als böse oder falsch, und der Blick aufs konkrete Elend verleitet in aller Regel nicht zur Revolution oder Reflexion. Der Ausruf »Weh spricht: Vergeh!« aus Nietzsches *Zarathustra* ist dagegen ein vortreffliches Feld zur Indoktrination und Agitation. Ob ein essayistischer Zugang diesem Unbehagen gerecht werden oder gar Einhalt gebieten kann, darf wohl stark bezweifelt werden. Denn hier wird weder eine modernisierungstheoretische Fortschritts-erzählung noch eine kulturpessimistische Verfallsgeschichte verfolgt. So kann wohl am ehesten die Einsicht Theodor W. Adornos aus einer seiner Vorlesungen (*Zur Lehre von der Geschichte und von der Freiheit*) als Motiv des Buches ausgewiesen werden:

»Fortschritt ist sowenig zu ontologisieren, dem Sein etwa unreflektiert zuzusprechen, wie, was freilich den neueren Philosophen im allgemeinen [sic!] besser behagt, der Verfall. Zu wenig Gutes hat Macht in der Welt, als daß von ihr in einem prädikativen Urteil Fortschritt auszusprechen wäre, aber kein Gutes und nicht seine Spur ist ohne den Fortschritt« (Adorno, 2001 [1964/1965], S. 210).

Das *erste* Kapitel verfolgt den aufklärerischen Zusammenhang von Elend und Erkenntnis im 18. Jahrhundert anhand der zeitgenössischen Debatten um das Erdbeben von Lissabon. Die Polemiken Voltaires auf die Theodizee, die moralische Empörung Rousseaus und die Kindheitserinnerungen Goethes

zeugen gleichermaßen von einer tiefen Erschütterung des Aufklärungsoptimismus durch die Katastrophe sowie vom leidvollen Prozess des Mündig-Werdens des Menschen, der nun Verantwortung für das Elend auf der Welt übernahm.

Das *zweite* Kapitel nimmt seinen Ausgang in Engels Studie zum Elend der Arbeiterklasse. Engels läutete mit seinen Ausführungen zur *sozialen Frage* im 19. Jahrhundert fast beiläufig die empirische Sozialforschung ein, während sich seine revolutionäre Hoffnung, die aus dem Leid der Arbeiterklasse entsprang, nicht bewahrheiten sollte. So hat seine Verelendungstheorie einem deterministischen Geschichtsbild das Wort geredet, welches die Kritische Theorie im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zum Anlass einer Selbstreflexion des Marxismus nehmen sollte.

Im *dritten* Kapitel wird der Blick auf die sozialpsychologischen Zusammenhänge des unbewussten Elends gerichtet. Die soziale Konstitution der Menschen erweist sich hier als eine Verinnerlichung des Leids. Den Briefwechsel zwischen Freud und Einstein über die Ursachen des Krieges am Vorabend der Machtübernahme der Nationalsozialisten zum Anlass nehmend, wird eine Verbindung zwischen dem Elend in der Psyche und dem Aufkommen eines *autoritären Charakters* hergestellt. Inwiefern dieser zwar seine Gestalt hin zum *autoritären Rebellen* gewandelt hat, aber dennoch nicht veraltet ist, wird sodann an aktuellen Beispielen – wie der »Querdenken-Bewegung« – diskutiert.

Im *vierten* Kapitel verschiebt sich abermals das Verhältnis von Elend zur Emanzipation hin zur Frage der Repräsentierbarkeit des Leids. Diente bei Engels das private Elend noch zur Illustration der sozialen Schieflage und Antizipation der

Revolution, erhält das Elend des Alltags in den biografischen Selbstauskünften Bourdieus und Eribons nun einen gesonderten Stellenwert. Nicht zuletzt darüber wurde regelrecht ein ganzes Genre an Klassismus-Diskursen eingeläutet, in dem wir uns gegenwärtig zurechtfinden müssen.

Schließlich unternimmt das *fünfte* Kapitel den Versuch, über die Dialektik der Aufklärung der Natur im Subjekt unter Bedingungen des Klimawandels einzugedenken. Während von Horkheimer und Adorno die Urgeschichte des Subjekts noch als leidvoller Prozess der Zivilisation aus der Distanzgewinnung zur beherrschten Natur beschrieben wird, zeichnet sich in Lessenichs Beschreibung der *Externalisierungsgesellschaft* eine abermalige Verschiebung des Leids an die Außenposten des globalen Kapitalismus ab. Dadurch tritt ein projektives und kausales Verhältnis zum Leid der Anderen zutage. Denn im weltumspannenden Kapitalismus sind Reichtum und Armut, Zentrum und Peripherie oder Eigentum und Ausbeutung auf unterschiedlichen Ebenen miteinander vermittelt.

Das *Nachwort* versucht einem Desiderat und einem Ereignis Rechnung zu tragen: So widmet das Buch der Barbarei des Nationalsozialismus, die in den Vernichtungslagern ihren Höhepunkt fand, kein ausdrückliches Kapitel. Zwar handeln viele Abschnitte implizit von den Voraussetzungen der praktisch realisierten Gleichgültigkeit gegen das Individuum, nicht aber vom eigenständigen Charakter des Antisemitismus und der Shoah. Insofern der Antisemitismus in den Worten Samuel Salzborns (2010) die negative Leitidee der Moderne bildet, kommt, wer sich mit der modernen Gesellschaft befasst, um dessen Analyse nicht herum. Indem der Antisemi-

tismus die gesellschaftlichen Verhältnisse mythologisiert und dadurch fortschreibt, stellt er eine antiemanzipatorische Kraft per se dar (Peham, 2022, S. 8). Dies erkannte Max Horkheimer bereits 1941 – in dem Jahr, als der Massenmord an den europäischen Juden begann. Er schrieb aus dem amerikanischen Exil an Harold Laski:

»So wahr es ist, dass man den Antisemitismus nur aus unserer Gesellschaft heraus verstehen kann, so wahr scheint mir zu werden, dass heute die Gesellschaft selbst nur durch den Antisemitismus richtig verstanden werden kann« (Horkheimer, zit. n. Voigt, 2024, S. 11).

Auch wenn sich die Umstände und die Gesellschaft verändert haben, bleibt der Begriff des Antisemitismus zentral für ein umfassendes Verständnis der Gegenwart und des Leids in der Moderne. Dass sich nach dem Massaker der Hamas vom 7. Oktober 2023 ein antisemitisches Lauffeuer entfachte, ist nur ein weiterer Beleg dafür. Und dennoch bedarf die Perspektive der Vernichtung um der Vernichtung willen einer eigenen Analyse und bleibt diesem Buch daher äußerlich. Derweil scheint es mir unmöglich, ein Buch über das Verhältnis von Elend und Emanzipation in der Gegenwart zu schreiben, ohne auf den Überfall der Hamas auf Israel und dessen Folgen einzugehen. Denn hierin offenbaren sich einmal mehr die Grenzen der Emanzipation – sowohl im Ereignis selbst als auch in den Reaktionen darauf. Daher wird das Buch, seinem theoretischen Zugang treu bleibend, mit einer Analyse des (gescheiterten) Versuchs der Kontextualisierung des Leids vom 7. Oktober 2023 durch die Philosophin Judith Butler beschlossen.

Das Buch vermittelt weder Praxisanleitungen noch Handlungsempfehlungen. Vornehmlich werden historische Entwicklungen und soziale Widersprüche offengelegt; darüber wird daran erinnert, dass die Möglichkeit der Abschaffung des Leidens nicht allein bei den Einzelnen, sondern in der Gesellschaft liegt – und dazu bedarf es einer grundlegenden Änderung der gesellschaftlichen Zustände.

An diesem Buch hat nicht allein der Autor Anteil, auch wenn er sich für den Inhalt verantwortlich zeigt. Mein erster Dank gilt daher Simon Scharf vom Psychosozial-Verlag für die Initiative zu diesem Buch und das sorgfältige Lektorat. Darüber hinaus möchte ich vielen Freund:innen, meinen Eltern und diversen Kolleg:innen für formale Korrekturen, Auseinandersetzungen mit Auszügen des Manuskripts und Diskussionen zu inhaltlichen Aspekten danken. In zufälliger Reihenfolge seien genannt: Nina Rabuza, Max Münßinger, Paula Rottner, Bini Adamczak, der Lesekreis »Fabbrica e Stato«, Sarah Schwarz, Maria Burghardt, Judith Goetz, Helen Vierkötter, Thomas Höhne, Cordula Trunk, Jörg Zirfas und die »Kölner Forschungsgruppe Vulnerabilität«.